

schen Welten. Nicht nur Männer, sondern auch Frauen benützen täglich (technische) Geräte, sind mit modernen Technologien auf die eine und andere Weise konfrontiert. Es käme doch einem Bumerangeffekt gleich, Technik und Technologien allein zu „Männer“-Produkt(ion)en und in der Folge zu „Männer“-Fragestellungen zu (v)erklären, ohne sich auf die Suche nach den historischen Lesarten des Umgangs von Frauen mit Werkzeugen, technischen Erfindungen, Maschinen und Megamaschinen zu begeben. Eine Verkürzung von „Technik“ auf „Sachzwang“ und „historisch lineare Entwicklung fortschreitender Optimierung und Rationalisierung“ (235) kann dabei nicht Ausgangshypothese und zugleich Abschlußthese feministischer Forschung sein, sondern umgekehrt: Technik- und Technologiegeschichte als eine neue, große Herausforderung für feministische Theorie und Praxis.

Andrea Ellmeier, Wien

Heide Dienst, Edith Saurer Hg., „Das Weib existiert nicht für sich“: **Geschlechterbeziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft**. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1990, 232 S., öS 298,00/DM 43,00, ISBN 3-85115-123-2.

Der soeben erschienene Sammelband „Das Weib existiert nicht für sich“ hat mehr zu bieten als sein Titel erwarten läßt. Es geht, wie der Untertitel „Geschlechterbeziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft“ andeutet, Anfang der neunziger Jahre in der feministischen Forschung nicht mehr primär um die Auffindung und Zitierung patriarchaler Diffamierungsblüten. Es geht nicht mehr so sehr um den Beweis, daß Frauen unterdrückt, ausgeschlossen, diskriminiert wurden und werden, sondern um die Frage, wie die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern funktionieren und sich reproduzieren.

Der vorliegende, von den Historikerinnen Heide Dienst und Edith Saurer herausgegebene Band dokumentiert die Ergebnisse der im Studienjahr 1988/89 an der Universität Wien veranstalteten Ringvorlesung „Frauenforschung“ zum Thema „Geschlechterbeziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft“. Dreizehn österreichische Wissenschaftlerinnen und eine Schriftstellerin reflektieren aus unterschiedlichen Blickwinkeln (Philosophie, Geschichte, Soziologie, Kunstgeschichte, Psychologie, Musikwissenschaft) grundlegende Zusammenhänge und Ausprägungen der patriarchalen Ordnung in der bürgerlichen Gesellschaft.

Die thematischen Felder der einzelnen Beiträge schlagwortartig und plakativ aneinandergereiht – *Arbeit / Moral / Natur / Krankheit / Liebe / Mädchenhandel / Prostitution / Mütter / Frauenbewegung / Studentinnen / Komponistinnen / Selbstzeugnisse* – ergeben ein Bild, das nicht nur zentrale Bereiche der zu analysierenden Gesellschaftsform, sondern auch Traditionen und Vorlieben feministischer Forschungsfragen bezeichnet.

„Im Anfang ist die Arbeit“ – nicht nur im bürgerlichen Wertehaushalt, sondern auch in der frühen Strategie und Theoriediskussion der Neuen Frauenbewegung. Im ersten Beitrag des Sammelbandes, „Feministi-

sche Diskurse über den Begriff der Arbeit", werden von der Sozialwissenschaftlerin Erna Appelt zwei kontroversielle Ansätze feministischer Theoriebildung zur Kategorie „Arbeit“ rezipiert. Unter dem Stichwort „Ambivalenzen im weiblichen Lebenszusammenhang“ faßt Appelt eher deskriptiv als kritisch analysierend die Ergebnisse und Qualitäten einer Studie von Regina Becker-Schmidt aus den frühen achtziger Jahren zusammen. Im Zentrum dieser Studie steht der Lebenszusammenhang von Arbeiterinnen im Spannungsverhältnis von Fabrik und Familie.

Spannender und überzeugender gerät die Auseinandersetzung der Autorin mit dem sogenannten Subsistenzansatz der Bielefelder Entwicklungssoziologinnen, in welcher die Darstellung der Denktradition des werttheoretischen Ansatzes mit einer schlüssigen Kritik an dessen ökonomistischer Logik verknüpft wird.

Anzumerken bleibt die Frage, wo hierzulande im Kontext der Hausarbeits/Reproduktions/Subsistenzdiskussion Wissen produziert wird, das über die affirmative Aufnahme oder kritische Rezeption bundesdeutscher Vorgaben („Schulen“) hinausgeht und in welcher Weise sich österreichische Forscherinnen in ihren Arbeiten aufeinander beziehen.

In den letzten Jahren ist innerhalb der feministischen Forschung die Suche nach den Frauen um das Sichtbarmachen von Männern in ihrer geschlechtsspezifischen Identität ergänzt – der Blick auf die Geschlechterdifferenz um jenen auf die Differenzen innerhalb der Geschlechter erweitert worden. In dem vorliegenden Buch finden sich sowohl Beiträge, die in diesem Sinn traditionelle Fragestellungen, wie auch solche, die innovative, dem aktuellen Stand feministischen Diskurses entsprechende Ansätze präsentieren.

Wenn Gerlinde Haas in ihrem Artikel „Ein Aspekt bürgerlicher Musikkultur – dargestellt anhand eines ‚Musikalbums‘“ – das institutionalisierte Vergessen der Produktivität von Frauen im Kompositionsbereich anhand eines kritischen Blicks auf die österreichische Musikgeschichtsschreibung belegt, und diesem Vergessen die Suche nach und das Sichtbarmachen von komponierenden Frauen in der Mitte des 19. Jahrhunderts entgegenhält, so ist das angesichts der massiven Marginalisierung von Frauen im Bereich der Musik nicht nur ein legitimer, sondern auch notwendiger Rückgriff auf traditionelle feministische Forschungsfragen. Haas entwirft ein differenziertes Bild der Problematik des kompositorischen Schaffens von Frauen im Kontext von bürgerlichem Geniekult, Musikgeschichtsschreibung und Aufführungspraxis ohne dabei in den ermüdenden Jargon des Defizitären oder der Opferbilanzierung zu verfallen.

Auf der Suche nach den Frauen ist auch Waltraud Heindl in ihrem Beitrag „Die Studentinnen der Universität Wien. Zur Entwicklung des Frauenstudiums (ab 1897)“. Die Forschungsarbeit der Autorin basiert auf der EDV-gestützten Auswertung der Stammdaten und Inskriptionsblätter des österreichischen Universitätsarchivs, eines umfassenden Quellenbestandes, der Rückschlüsse auf die soziale und nationale Herkunft der Studentinnen, wie auch auf die zahlenmäßige Entwicklung des Frauenstudiums in Österreich zuläßt.

Wie die Autorin zu Recht mehrmals betont, sind die gefundenen Daten großteils sehr interessant (so war der Fraueranteil an den Studierenden

etwa 1933 höher als 1955, oder der Anteil der aus Galizien stammenden Studentinnen bis in die Zwischenkriegszeit auffallend hoch). Was der Auswertung allerdings über weite Strecken fehlt, ist eine fundierte Interpretation, die Einbettung der Fakten in historische und soziale Zusammenhänge. Ich denke auch, daß die affirmative Verwendung und Verknüpfung der Begriffe, „Emanzipation“ und „Bildung“ im Sinne einer Ideologie des stetigen Fortschreitens gesellschaftlicher Emanzipationsprozesse für eine geschlechtsspezifische Analyse des Zusammenhangs von Wissen und Macht in der bürgerlichen Gesellschaft nicht ausreicht.

Wenn von aktuellen Sichtweisen in der feministischen Forschung die Rede war, so ist Harriet Andersons Artikel, „Mir wird es immer unmöglicher, die ‚Männer‘ als die Feinde der Frauenbewegung zu betrachten“, unter anderen ein Beispiel dafür. Die Autorin fragt unter der Perspektive Autonomie – Separatismus – Integration nach der Beteiligung von Männern an den österreichischen Frauenbewegungen um 1900. Sowohl in bezug auf die bürgerliche, wie auch auf die sozialdemokratische Frauenbewegung vertritt Anderson die These, daß die Position des Separatismus eher einer Phantasie der Männer als dem deklarierten Selbstverständnis der Frauen entsprach. Die Bedingungen des Scheiterns im Versuch von Frauen, die Versprechungen der bürgerlichen Gesellschaft beim Wort zu nehmen, werden in der differenzierten Darstellung der bis heute aktuellen Gratwanderung von Autonomie und Marginalität versus Integration und Vereinnahmung sichtbar gemacht.

„Euch! Tanzenden Mädchen, – lachenden Bräuten, spielenden Müttern, – euch gehört dieses Buch!“ Diese Widmung aus dem Roman „Heiliger Skarabäus“ von Else Jerusalem stellt die Historikerin Karin Jušek ihrer Analyse des Wiener Bordellromans voran. Kritisch setzt sie sich mit der im Text Jerusalems angelegten Ideologie der „anständigen Frauen“ und „gefallenen Mädchen“ auseinander und beleuchtet anhand der gewitzten Interpretation des Prostituiertenromans exemplarisch die Haltung der gemäßigten Frauenbewegung zur Frage der Sexualität. Wohltuend dabei ist vor allem die Klarheit des Befundes, daß es nicht nur Differenzen, sondern auch unvereinbare Interessen und Vorstellungswelten zwischen Frauen gibt, wie sie sich am Beispiel der rigiden Sexualmoral Else Jerusalems und ihrem Bild von den „gefallenen Schwestern“ – wenn auch ideologisch verbrämt – darstellen.

Die Moral war und ist auch heute wieder ein Thema der Frauenbewegung. Moral ist aber auch etwas, das innerhalb der gesellschaftlichen Bedeutungsproduktion westlicher Industriegesellschaften mit dem „Weiblichen“ konnotiert wird. In dem Beitrag „Scham- und Schuldbewußtsein. Überlegungen zu einer möglichen Geschichte moralischer Gefühle unter besonderer Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Aspekte“ macht Edith Saurer den Versuch, die Konstitutionsbedingungen bürgerlicher Geschlechterdifferenz im Nachweis der Historizität des Topos einer „spezifisch weiblichen“ Moral aufzudecken. Im ersten Teil des Artikels gibt die Autorin einen stark verkürzenden Überblick über sozialwissenschaftliche Konzeptionen von Scham und Schuld, der nicht grundsätzlich in einem notwendigen Verhältnis zu der spannenden historischen Untersuchung und Thesenbildung im zweiten Teil des Textes steht. Anhand der Begriffsgeschichte von Schuld und Schuldbewußt-

sein läßt sich, so Saurer, vermuten, daß es im 19. Jahrhundert zu einer „Dramatisierung der Schuld“ in dem Sinne kam, daß ein primär materiel-ler Begriff von Schuld durch eine zunehmend ethische Konnotation ersetzt wird. Bei der Frage nach den gesellschaftlichen Agenturen der Schuldproduktion hält Saurer für das 19. Jahrhundert fest, „daß der Staat zwar das Gewaltmonopol der Gänge in seine Hände gebracht hat, das Seelenmonopol der Kirche hingegen (noch) unhinterfragt war“. Vor dem Hintergrund dieser Annahmen kontrastiert die Autorin die Analyse normativer, religiöser Quellen mit Pfarrakten niederösterreichischer Dörfer. Dabei zeigt sich, daß die normative Konzeption einer „spezifisch weiblichen“ Moral ab dem späten 18. Jahrhundert zu beobachten ist, die sich aber auf der Ebene der sozialen Realität, zumindest was die ländliche Bevölkerung betrifft, keineswegs gleichzeitig damit durchsetzt.

Einem ähnlich klassischen Entsprechungsverhältnis wie dem von Moral und Weiblichkeit, nämlich dem von Frau und Natur ist der Beitrag der Philosophin Cornelia Klinger, „Frau – Landschaft – Kunstwerk. Gegenwelten oder Reservoir des Patriarchats“, gewidmet. Auch Klinger plädiert für einen historischen Blick auf die Dynamik von Rationalisierungs- und Sentimentalisierungsprozessen im Kontext der Herausbildung der Moderne. Der wirklich lesenswerte Text bietet interessante Ansätze für theoretische wie auch politische Diskussionen. Ein Beispiel dafür wäre die Frage danach, ob eine feministische Analyse patriarchaler Ideologie „uns“ weiter bringt, die nicht bei einer grundsätzlichen Infragestellung gesellschaftlicher Bezeichnungspraxen ansetzt, die mit dem bipolaren Modell der Geschlechterdifferenz operieren.

Abschließend möchte ich einen Satz aus Brigitte Mazohl-Wallnigs Text „Männergeschichte – Frauengeschichte/n: Historische Frauenforschung als wissenschaftliche Alternative. Reflexionen aus Venedig“ zitieren und ihn dem vorgestellten Produkt der Frauenforschung in Österreich widmen: „Unter unseren Blicken wird die frauenlose Geschichte sich auflösen in ein Kaleidoskop von ineinandergreifenden Schichten von Geschichten (und Visionen) – und in diesen neuen historischen Plural werden wir selbst einfließen, weil wir es sind, die uns erzählen.“ Nicht allerdings, ohne eine Frage und eine Feststellung daran anzuschließen, nämlich: Wer ist das fiktive „wir“? Und: Ohne daß „die anderen“ uns zuhören wird es nicht abgehen!

Für eine komplette Titel- und Autorinnenliste seien die LeserInnen auf das Vorwort des Sammelbandes verwiesen, was den Vorteil bietet, das, wie ich übrigens finde, gelungen layoutierte Buch, in die Hand zu nehmen.

Monika Bernold, Wien